

### Netzwerke zwischen Frauengenerationen in ostdeutschen Familien

Wald, Renate

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wald, R. (1993). Netzwerke zwischen Frauengenerationen in ostdeutschen Familien. *Zeitschrift für Familienforschung*, 5(3), 249-281. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-291993>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

## **NETZWERKE ZWISCHEN FRAUENGENERATIONEN IN OSTDEUTSCHEN FAMILIEN**

**Renate Wald**

### **Zusammenfassung**

Zunächst werden Charakteristika der Verwandtschaftsbeziehungen in modernen Industriegesellschaften nachgezeichnet: die zunehmende Bedeutung der weiblichen Verwandtschaftslinien, Kommunikation und Hilfen in der Mehrgenerationenfamilie trotz getrennten Wohnens, Großeltern-Enkel-Beziehungen sowie spezifische Verbindungen in der Frauengenerationskette von Großmüttern-Töchtern-Enkelinnen.

Dazu werden Untersuchungsbefunde herangezogen, die erklärungskräftig erscheinen für den Zusammenhang und Zusammenhalt der Generationen und speziell der Netzwerke zwischen Frauen verschiedener Generationen in Ostdeutschland. Nach inzwischen vorliegenden qualitativen Daten ist er mindestens so ausgeprägt wie im Westen. Wie er sich inhaltlich darstellt, verdeutlichen Aussagen aus einem eigenen, mit Methoden qualitativer Sozialforschung operierenden Forschungsprojekt zu Alltag und Freizeit 9 -12jähriger Kinder. Analyse und Interpretation sind bewußt nur andeutungsweise erfolgt nach der Datenlage und dem Stand der Theoriediskussion in den west-ostdeutschen, ost-westdeutschen Sozialwissenschaften. Einige Beispiele innovativer Verarbeitung des gesellschaftlichen Umbruchs durch Frauen in Beruf und Familie schließen den Beitrag ab.

**Schlagnworte:** Generationsbeziehungen, weibliche Verwandtschaftslinien, Familiensurvey, Ost-West-Deutschland, Alltag und Freizeit ostdeutscher Kinder und Großeltern, Frauen im gesellschaftlichen Umbruch.

## **Abstract**

First we discuss the changing characteristics of the relationships between relatives in modern industrial society: These include the increasing importance of female kinship networks, communication and mutual support in the three-generation-family in spite of living apart, the relationship between grandchild and grandparents and - last but not least - the specific connections between the female members of the generation-chain, e.g. grandmothers-daughters-grand daughters.

We then present results of empirical studies which focus on intergenerational solidarity and particular on the social networks of women of different generations in the new federal states of Germany (former East Germany).

A pilot-study of the everyday and leisure activities of 9-12 year old girls examines the quality and structure of female intergenerational solidarity. Finally we present a few examples of innovative processing of the radical societal changes in Eastern Germany by women in family and at work.

**Keywords:** Intergenerational relationships, female kinship networks, family survey, new federal states of Germany, children and grandparents, female processing of societal changes.

## **Netzwerke zwischen Frauengenerationen in ostdeutschen Familien: Der familiäre Umgang der Generationen in modernen Gesellschaften**

### Feminisierung der Verwandtschaftsbeziehungen

In Erscheinung treten zwar in städtisch industriellen Gesellschaften Kernfamilien, in der Regel kleine Familien: Eltern oder ein Elternteil mit heranwachsenden Kindern und Paare. Sie leben jedoch keineswegs isoliert. Vielmehr existieren Verwandtschaftsbeziehungen wie eh und je, die sich allerdings, darin stimmen neuere Untersuchungen aus der Bundesrepublik und anderen westeuropäischen Ländern überein, in Struktur und Funktionen wie in Beziehungsmustern und -inhalten gewandelt haben und weiter wandeln.

Im Übergang von vorindustriellen zu industriellen und postindustriellen Gesell-

schaften verlor die Familienwirtschaft und damit die Produktionseinheit des "ganzen Hauses" an Bedeutung, während die Haushaltsfamilie als Reproduktionseinheit, die höchst vielfältige Bedürfnisse ihrer Mitglieder erfüllen soll und der in der Sozialisation des Nachwuchses wesentliche Aufgaben zukommen, an Bedeutung gewann. Das Erbe an Produktionsmitteln und Fachwissen in der männlichen Linie weiterzugeben, wurde weniger wichtig, ebenso die Arbeitskooperation unter den Männern in der Familie. Gebraucht wurde und wird in den modernen Haushaltsfamilien bei Bedarf Hilfe im Haushalt, in der Versorgung und Betreuung von Kindern, in der Sorge für kranke und alte Familienangehörige. Zu diesen Dienstleistungen treten materielle Hilfen der Beschaffung und des Austauschs von Gütern, für die Ausstattung und den Aufstieg junger Familien, nicht zuletzt Beiträge zum Lebensunterhalt zwischen den Generationen (Segalen 1990, S. 104 ff.). Eingebettet sind solche Unterstützungen in Geselligkeit, wechselseitige Information und Beratung, denn Verwandtschaft stellt für die einzelnen Familien einen ganz wichtigen Verkehrskreis dar; und sie sind fundiert in einer Solidarität, die - unter Umständen trotz vorhandener Aversionen - auch und gerade in "Regenwetterperioden" (Johnson 1983) erwartet wird. Ganz konkret werden Hilfe, Rat und Beistand vor allem zwischen Eltern, Kindern und Enkeln gegeben und empfangen. Im übrigen scheint sich "eine Familien- und Verwandtschaftskultur zu entwickeln, die von Faktoren wie Beruf und Einkommen unabhängig ist und allenfalls geringe Einflüsse der Bildung auf kulturell bestimmte 'Standesstrukturen' erkennen läßt" (Lüschen 1988, S. 168).

Einführung und Verbesserung gesellschaftlicher Arrangements der Altersversorgung ermöglichten die Haushaltstrennung der Generationen, die heute von älteren wie jüngeren begrüßt und gewollt wird. 1992 lag der Anteil der Dreigenerationen-Haushalte sowohl in den alten als in den neuen Bundesländern bei nur mehr 1,1% aller Haushalte (Statist. Bundesamt, Fachserie 1.3). Eigenes Einkommen und eigener Haushalt, "äußere Distanz", sind "innerer Nähe" in den Verwandtschaftsbeziehungen eher förderlich, wie sich gezeigt hat, und dies umso mehr, je mehr die unabhängige Lebensführung der einzelnen Familien zwischen den Generationen respektiert wird (Segalen 1990, S. 115). Oder anders formuliert: Wenngleich Verwandtschaft durchaus weiterhin als Besitzsystem aufgefaßt wird, die Vererbung von Familienbesitz für eine Mehrzahl der in den letzten Jahren in der Bundesrepublik Befragten eine wichtige Rolle spielte (Lüschen 1989, S. 446), kann unter solchen Bedingungen psychischer Unterstützung, Kontakt und Kommunikation, Ansprache und Aussprache mehr Wert

beigelegt, kann in Art und Form der Beziehung eher so etwas wie Familienkultur gepflegt, können persönliche Beziehungspräferenzen (Knipscheer 1989, S. 429) stärker ausgelebt werden. Dabei bleibt erstaunlich, wie räumlich nah und trotz oder vielleicht gerade nach erfolgter Urbanisierung ältere und jüngere Familien zueinander leben, so daß häufige wöchentliche, wenn nicht tägliche Besuche und Anrufe im örtlichen Telefonnetz möglich sind: Die Untersuchungsergebnisse für Bremer und Kölner Familien mit Grundschulkindern aus den 80er Jahren, daß 2/3 der Eltern des Mannes und der Frau innerhalb einer Stunde Wegs erreichbar waren (Lüschen 1989, S. 445), haben sich in anderen europäischen Großstädten ähnlich bestätigt. So kam auch eine in Leningrad durchgeführte Erhebung zu dem Ergebnis, daß einerseits großer Wert gelegt wurde auf Beziehungen zu den Angehörigen, andererseits aber Distanz gewahrt werden sollte mit getrenntem, jedoch nicht allzu weit voneinander entferntem Wohnen (Ruzze, Eliseeva, Kadibur 1977, S. 63, zit. bei Nickel 1982, S. 162).

In den Verwandtschaftsstrukturen tritt in den letzten Jahrzehnten die Mehrgenerationenfamilie deutlicher hervor. Infolge der gestiegenen Lebenserwartung kann sie 4 Generationen umfassen. Die Anzahl von Verwandten in der gleichen Generation geht dagegen bei geringeren Geburtenraten zurück. Gleichzeitig hat die Vielfalt und Komplexität der Verwandtschaftsgruppen zugenommen; ihre Elemente reichen vom Single über Paare bis zu den verschiedenen Familienformen mit Kindern, und diese Elemente wechseln häufiger in der Zusammensetzung. Interaktion in derartigen Familienkonstellationen aufrecht zu erhalten und fortzuführen, erfordert zweifellos Kommunikationsfähigkeit und soziale Kompetenz. Doch bestehen viele Kontakte und weniger Konflikte, als angenommen werden könnte (Knipscheer 1989, S. 437).

Die gesellschaftlichen und die familiären Entwicklungen - unter denen noch die wachsenden Zahlen mehr oder weniger allein für ihre Kinder sorgerechtigter und sorgeverpflichteter Mütter anzuführen wären (v. Trotha 1990, S. 458) sowie die Zunahme der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit von Müttern - begünstigen die Feminisierung der Verwandtschaftsbeziehungen. Sie fördern den Einfluß der Frauen darauf, verlangen ihre Kooperation. Und die Frauen, die in und zwischen den Generationen Verbundenheit aktivieren und praktizieren sollen, bringen dafür gute Voraussetzungen mit. Ihre Lebenserwartung ist seit der Jahrhundertwende um etwa eine halbe Generation gestiegen; zusammen mit dem gegenüber Männern 2 Jahre niedrigeren Heiratsalter (Lüschen 1989, S.

444/445) erlaubt das, den Verwandtschaftszusammenhang über eine längere Zeitspanne beizubehalten und fortzuführen. Bessere Bildung und häufige Berufstätigkeit in kommunikativen Berufen wie Berufen, in denen im Nahbereich zu organisieren ist (Wald 1992b), dürften sich für das Management der Beziehungen und Organisationsaufgaben in komplexen Verwandtschaftsstrukturen positiv auswirken.

Gilt generell, daß Kontakte in und mit der Verwandtschaft vordringlich über Frauen laufen, so ist speziell auch in anderen Untersuchungen die Tendenz belegt worden (BMJFFG 1986, S. 84 ff.), die in einer Hamburger Befragung Ende der 60er Jahre ermittelt wurde: "Je näher verwandt, desto häufiger Kommunikation, je näher wohnend, desto leichter kommt es zu wechselseitigen Besuchen. ... Der Verkehr mit der Mutter der jungen Frau ist am intensivsten". Vier Fünftel (81%) der befragten jungen Frauen gingen nach dieser Erhebung auch davon aus, daß sie Hilfe im Krankheitsfall und für die Kinder von der Mutter bzw. der Schwiegermutter erhalten würden (Pfeil & Ganzert 1973, S. 368, 376). Selbst Wirtschaftshilfen, so besagen weitere Untersuchungen, werden von der Familie der Frau eher in Form materieller Dienstleistungen oder Geschenke gewährt, von der Familie des Mannes eher als Finanzhilfen (Sweetser 1968, Pitrou 1977, S. 72). Nach anderen Daten allerdings scheinen sich solche Leistungsaufteilungen und -inanspruchnahmen aus den Familien von Frau und Mann zu verwischen (Lüschen 1988; 1989): persönliche Sympathie und Vertrautheit zwischen älteren und jüngeren Familienmitgliedern könnten eine größere Rolle spielen. - Von den Elterngenerationen, insbesondere den Müttern wird jedoch nach wie vor wesentlich eher von der Tochter als von der Schwiegertochter erwartet, daß sie ihnen mühsam werdende Hausarbeit abnimmt; es wird in erster Linie von der Tochter erhofft, daß sie Sorge trägt, wenn die Eltern gebrechlich werden und daß man mit ihr zusammenziehen kann, wenn das notwendig werden sollte (Sweetser 1968, S. 397), daß sie Trost und Wärme gibt (Kossen-Knirim 1992, S. 184 ff.).

Die Mutter ihrerseits bleibt Bezugsperson von zentraler Bedeutung selbst im Dasein der Tochter mit eigener Familie, zu der sehr tief reichende affektive Bindungen lebenslang nicht gelöst werden, vor allem in vergleichsweise weniger mobilen Gesellschaften und Schichten, in denen personalisierte Partnerbeziehungen noch nicht derart dominierend geworden sind (Sweetser 1968). Immerhin bezeichneten in der schon erwähnten westdeutschen Großstadterhebung von Ende der 60er Jahre zwei Drittel (67%) der befragten jungen

Frauen mit Familie die Mutter als ihre Vertraute (Pfeil & Ganzert 1973, S. 376). Die Sozialfiguration, in der sich Frauen in der Verwandtschaft, in der Generationenkette "moralische, emotionale und materielle Unterstützung" (Segalen 1990, S. 120) sowie zuerst und zuletzt Arbeitsunterstützung in ihren Haushalten leisten nach Gelegenheit und Bedarf, ähnelt der des sozialen Netzwerks mit unbestimmten Relationen zwischen den Beteiligten. Solche Beziehungsgeflechte, in die die einzelnen Mitglieder bis zu den Kindern ihren Beitrag nach Erfahrung und Vermögen einbringen, können je nach Anlaß und Situation intensiviert und umfassender gestaltet werden. So wenig wie sich Netzwerke auf bestimmte Zwecke hin spezialisieren und fixieren lassen, lassen sich die Positionen in ihnen in eine eindeutige Rangordnung bringen, lassen sich Abhängigkeiten bestimmen, obwohl sich die Beziehungen zu manchen Personen hin verdichten und bei ihnen zusammenlaufen können.

Und mit der zunehmenden Variabilität, dem zunehmenden Wechsel in den Familienstrukturen stellt sich die Frage, wie weit die Interaktionen in diesen Beziehungsgeflechten unter Frauen Bestand und Kontinuität moderner Familien repräsentieren, Familienthemen, Familienkultur und Familienidentität durch die Generationen in ihnen weiter tradiert werden.

Noch eine letzte Feststellung: "Die Familie - und diesmal ist nicht das Ehepaar gemeint, sondern das Beziehungsgefüge zwischen den häuslichen Gemeinschaften der Generationen - wird zu einem Fluchort" (Segalen 1990, S. 117) in Notsituationen, Notsituationen des Überlebens, aber auch Situationen der Angst vor überstürztem gesellschaftlichen Wandel oder des ausgeprägten ideologischen Drucks in öffentlichen Leistungsbereichen. Notsituationen binden; Konflikte und Störungen im familiären Zusammenleben können eher in entspannten Zeiten und in Zeiten des Wohlstands angesprochen und ausgetragen werden (Wurzbacher 1951).

## Großelternschaft<sup>1</sup>

Generell wird das Großeltern-Enkel-Verhältnis durch das Großeltern-Eltern-Verhältnis determiniert. Wenn letzteres von Grund auf gestört ist, dürfte es schwer sein, eine befriedigende Bindung zwischen Großeltern und Enkeln aufzubauen. Freilich können sich die Beziehungen zwischen Großeltern und Eltern als durchaus vielschichtig und ambivalent darstellen. Enkel agieren nicht selten als Vermittler. Und sie selbst wenden sich oft an die Großeltern im Ablösungsprozeß von den Eltern. Doch reicht die sozio-emotionale Fundierung der Beziehungen zwischen den Generationen meist so tief, daß selbst bei unterschiedlicher Schichtzugehörigkeit oder weniger schwerwiegenden Differenzen die Beziehungen nicht abgebrochen werden (Pfeil & Ganzert 1973, S. 374), wenn sie sich auch mehr auf telefonische und briefliche Kontakte verlagern, also distanzierter werden können (Segalen 1990, S. 133).

Tatsächlich sind Großeltern, konkret vor allem Großmütter, nach westdeutschen Untersuchungen die wichtigsten Betreuungspersonen kleiner Kinder bei zeitweiliger Abwesenheit der Eltern, regelmäßiger insbesondere der Kinder berufstätiger und alleinerziehender Mütter, im Notfall freilich für kleine Kinder in allen Familien (BMJFFG 1986, S. 85 ff). Frauen übernehmen die Großmutterrolle meist gern, sofern sie nicht zu stark darin eingespannt sind. Sie ist ihnen im ganzen wichtiger als Männern die Großvaterrolle, obwohl Enkel beiden Anteilnahme am Leben vermitteln, ihre Lebenszufriedenheit steigern. Müttern fiel es, das geht aus englischen Erhebungen hervor, offenbar nicht schwer, die Erziehung von Töchtern zu akzeptieren und sich insofern auf ein neues kulturelles Modell einzulassen, wenn die Töchter der Herkunftsfamilie entwachsen, aus der Arbeiter- in die Mittelschicht aufgestiegen waren (Young & Willmott 1968, S. 761). Großmütter sind stärker in den Familienverband integriert, informierter über Familienereignisse und das Leben der Enkel als Großväter; sie fungieren stärker als die Pflegenden, Versorgenden und Verwöhnenden, die Nachgiebigen (Laskaridis 1985). - Ob sie und ihre Kinder das wollen oder nicht, sind vor allem Großmütter etwa für Vorschulkinder auf dem Land (Mundt 1980, S. 139 ff.) und bis ins jüngere Schulkindalter allgemein (Lang 1985, S.

---

<sup>1</sup> Der Forschungsstand wird im folgenden im wesentlichen nach den Übersichten im 4. Familienbericht der Bundesregierung (BMJFFG 1986), aus deutschen und internationalen Untersuchungen bei Sticker 1987, S. 269-274 und Apostel 1989, S. 16-49, sowie dem Exkurs zu Großeltern-Enkelbeziehungen bei Kossen-Knirim 1992, S. 65-68 referiert.

101 ff.) für die Enkel ganz wichtige Bezugspersonen und Sozialisationsinstanz.

In der mütterlichen Verwandtschaftslinie scheinen die Großeltern-, speziell vor allem die Großmutter-Enkel- und nochmals spezifischer die Großmutter-Enkelinnen-Beziehungen in vielerlei Hinsicht oft die ausgeprägteren zu sein. Das betrifft Umfang und Ausmaß der Hilfe an Dienstleistungen, die Häufigkeit der Kontakte bis hin zur Qualität der Kontakte, zustande gekommene interpersonale Beziehungen - insbesondere zwischen Großmüttern und Enkelinnen. Für die Verbindung zwischen ihnen gaben 13 - 14jährige Mädchen mit guten Kontakten zu den Großmüttern in einer Bonner Untersuchung von sich aus dazu an, sei das Verhältnis der Mutter zu ihrer Mutter ganz wesentlich (Holdmann 1985).

Ganz wichtige sozialstrukturelle Voraussetzung für das Zustandekommen häufiger Kontakte zwischen Großeltern und Enkeln ist allerdings die räumliche Nähe des Beieinanderwohnens, die häufiger gegeben zu sein scheint, solange die Kinder in den jungen Familien noch klein sind. Ebenfalls wichtige sozialstrukturelle Vorgabe ist das Alter der Großeltern, zumal der Großmütter. Es differiert entsprechend dem Alter der Mütter und Töchter bei der Geburt ihrer Kinder. Die Tendenz zu früherer Großelternschaft - im 6. Lebensjahrzehnt -, die Mitte der 80er Jahre in Westdeutschland konstatiert wurde (ref. b. Apostel 1989, S. 37 ff.), könnte sich möglicherweise seitdem nicht mehr fortgesetzt haben. Jüngere Großmütter können mehr Hilfe leisten, zur Betreuung von Enkeln beispringen, dem Image geistiger Regsamkeit, körperlicher Fitness, Aktivität und Unabhängigkeit entsprechen, das sie selbst gern von sich haben möchten, und von dem sie annehmen, daß die jungen Familien es erwarten (zit. b. Apostel 1989, S. 280).

Für die inhaltliche Füllung der Großeltern-Enkel-Beziehungen als sozialstrukturelle Voraussetzung wichtig sind die Beziehungsmuster zwischen den Generationen. Besteht in städtisch industriellen Gesellschaften in aufeinanderfolgenden Generationen eher Konkurrenz - und dies gerade in der Altersstratifikation der männlichen Verwandtschaftslinie -, so sind in alternierenden Generationen - noch nicht voll und mit allen Erwachsenenrollen konfrontierter Heranwachsender, aus den Erwachsenenrollen entlassener und zurücktretender Alternder - die Lebenslagen durch gewisse Ähnlichkeiten gekennzeichnet, Ähnlichkeiten ebenso von Position und Status.

Was die Qualität der Beziehungen anbelangt, hängt viel davon ab, daß Großeltern und Enkel sich nicht nur als Familienmitglieder erleben, sondern sich allein kennenlernen können, "unter 4 Augen" sehen, d.h. persönlichen Umgang miteinander haben (Sticker 1987, S. 270).

Bestehen positive Beziehungen, sind dann für Kinder die Bindungen an die Großeltern bzw. an die Großmutter nach denen an die Eltern in der Regel die emotional am stärksten, am sichersten gefestigten (ref. b. Apostel 1989, S. 23). Ihren Ausdruck finden sie in den "Schmusepartnern", die insbesondere Großmütter verkörpern: einmal für Kinder im Vorschulalter, zum zweiten eventuell für jugendliche Mädchen, Teenager an der Schwelle zur Jugendphase (Holdmann 1985). - Spiel, Spaß und Vergnügen erleben wollen jüngere Kinder in erster Linie. Für sie ist der "spaßsuchende" Großelternstil das richtige (Neugarten & Weinstein 1964), die Kindzentriertheit des Umgangs mit ihnen das wichtige (Apostel 1989, S. 274). Seinen Ausdruck findet dieser Umgangsstil in dem, was Großeltern mit den Enkeln zusammen machen, mit ihnen gemeinsam unternehmen - jedenfalls heute. Früher, so geht aus Erzählungen inzwischen erwachsener Enkel hervor, hatten die Älteren dafür weniger Zeit, Kinder liefen in ihrem Alltag mit und halfen, soweit das ging. Dazu ließ und läßt man sich damals wie heute beschenken, verwöhnen, aus der Familien- und Zeitgeschichte erzählen. Miteinander erzählen, mit lebenserfahrenen, interessierten, aber distanzierteren Erwachsenen als den Eltern vor allem über Fragen und Probleme reden können, die einen selbst bewegen, ist das, was Enkel im Heranwachsen dann bei den Großeltern suchen: Empathie (Kossen-Knirim 1992, S. 67; Apostel 1989, S. 274 ff.). Verständnis füreinander war nach der Bonner Untersuchung ganz kennzeichnend in der Beziehung jugendlicher Enkelinnen, die oft und gern auch allein mit den Großmüttern zusammen waren (Sticker 1987, S. 270 nach Holdmann 1985). Beziehungen, in denen Großmütter und Großtöchter wechselseitig aneinander Anteil nehmen und sich dann bestätigen, könnten im Verhältnis zu doch oft schwierigen, nicht unkomplizierten Mutter-Tochter-Beziehungen besonders wichtig sein.

Einige Anmerkungen sollten allerdings noch folgen, die die aus Erhebungen zu Großeltern-Enkel-, speziell Großmütter-Töchter-Enkelinnen-Beziehungen stammenden Daten relativieren.

Hinzuweisen ist auf die in den Individualisierungsprozessen junger Frauen in Westdeutschland in den letzten Jahrzehnten immer wieder betonte und bean-

spruchte Selbständigkeit, die intendierte Ablösung von den Müttern. Hier geht der Trend dahin, nicht mehr bei Bedarf mit der Mutter Hauswirtschaft und Kindererziehung zu teilen und gemeinsam zu tragen, sondern die Selbständigkeit der anderen Mitglieder der eigenen Familie - von Mann und Kindern - zu stärken, um den Haushalt zu führen bzw. Unterstützungsarrangements in der eigenen Generation - mit anderen Müttern und professionellem Beistand - zu treffen (vgl. dazu Tabelle 3, S. 266).

Großmütter, Anfang bis Mitte 50, können sich, zumal neben einer gleichzeitig ausgeübten Berufstätigkeit, heute durchaus überfordert fühlen durch die familiären Anforderungen in der Sorge für alte Eltern und der Mitsorge für Enkel im Kleinkindalter. Sie können sich gerade in dieser Lebensphase mehr Freiheit und Freizeit für sich selbst wünschen (Wald u.a. 1991, S. 34).

Und schon ab der mittleren, erst recht der späteren Kindheit mögen Enkel andere Interessen und Kontakte in der Freizeit denen mit den Großeltern vorziehen. Da ist die Kindergesellschaft, da sind Medien, es gibt so etwas wie Freizeitpädagogik. Die jüngere Familie verbringt Zeit gemeinsam, etwa im Urlaub. Und schon recht früh wird Kindern Wahlfreiheit eingeräumt, wie zu Freunden so auch zu Verwandten die Kontakte selbst zu gestalten. Im eigenen, in der zweiten Hälfte der 80er Jahre durchgeführten Forschungsprojekt zu Alltag und Freizeit westdeutscher Kinder zwischen 9 und 12 Jahren kamen die Kinder nur im Ausnahmefall auf die Großeltern zu sprechen: das Kind, das bei den Großeltern lebte und aufwuchs, das Mädchen aus der elsässischen Kleinstadt, das bei der in der Nachbarschaft wohnenden Großmutter täglich aus und ein ging. Telefonische Kommunikation ist möglicherweise nicht erwähnt worden.

In Ostdeutschland war und ist das anders und jetzt im Umbruch.

### **Die Mehrgenerationenfamilie in den neuen Bundesländern: Zusammenhalt und Beistand zwischen Frauen in den Familien der DDR**

Die Familie stellte in dieser Gesellschaft den wichtigsten Lebenswert dar (Gysi 1990, S. 33). Darin waren Frauen und Männer, ältere wie jüngere Generationen, sich einig.

Die Familiengründung kam früh zustande: Bei der Geburt des ersten Kindes waren die Mütter durchschnittlich 22 Jahre alt (Zettel & Hoppe 1990, S. 323 ff.).

Sie folgten darin dem osteuropäischen Muster. Die Familiengründung eröffnete vielen jungen Frauen den Zugang zur selbständigen Erwachsenenexistenz, zum Leben mit der eigenen Familie in der eigenen Wohnung unabhängig vom Elternhaus. Sie erlaubte außerdem eventuell den Rückzug aus einem verordneten Erstberuf und bot die Aussicht auf späteren beruflichen Wechsel. Insofern markierte und beinhaltete sie für Frauen grundlegende Entscheidungen. Mutterwerden gehörte und gehört ganz fraglos zum Frausein, bedeutet Lebensinhalt und Lebenserfüllung: nur 9% der Frauen bis zu 40 Jahren blieben kinderlos (Klenner 1990, S. 870). Bei hohen Anteilen nichtehelicher Geburten und hohen Scheidungsquoten war und ist trotz nachfolgend häufig erneut eingegangener Partnerschaft die Anzahl allein sorgeberechtigter und sorgeverpflichteter Mütter groß; sie betrug 1990 annähernd 400.000 (DIV 1991) gegenüber 1 Mio. in der damaligen Bundesrepublik mit der vierfachen Bevölkerung.

Gesellschaftliche Voraussetzung für die Vereinbarung von Mutterschaft mit einer nach der Geburt von Kindern nur vorübergehend unterbrochenen lebenslangen vollen Berufstätigkeit, die im Laufe der Jahre und Jahrzehnte ebenso selbstverständliche Lebensperspektive der Frauen geworden war (Borrmann & Schille 1981), war eine seit den 70er Jahren zunehmend ausgebaute patriarchalisch-paternalistische "Vater-Staat-Politik" für Mütter (Dölling 1990). Wirtschaftliche Vergünstigungen und Freistellungen von der Erwerbsarbeit wurden in ihr kombiniert. Und sie bot vergesellschaftete Kinderbetreuung in einem Umfang, der in keiner anderen sozialistischen Gesellschaft Osteuropas erreicht wurde. Hinter ihr stand auf Seiten des Staates das Interesse, dem Geburtenrückgang gegenzusteuern, den Bevölkerungsstand zumindest zu halten und in der auf "extensive Vernutzung der Arbeitskraft" ausgelegten Planwirtschaft (Behrend 1990, S. 861) die weibliche Erwerbsbeteiligung im größten Umfang zu sichern.

Die Aufgabenregelung innerhalb der Familie sah vor, daß der Mann im Beruf möglichst viel verdiente, den Beruf deshalb je nachdem unter erschwerten Bedingungen ausübte, den Lebensunterhalt dazu noch unter Umständen aus Gartenbearbeitung und Tierhaltung aufbesserte. Der Frau oblag neben der Erwerbsarbeit, aus der ca. 40% des Familieneinkommens stammte (DIW 19/1990, S. 265 ff.), drei Viertel der bei schleppender Versorgung und noch weniger vorangetriebener Technikausstattung zeit- und energieaufwendigen Haushaltsarbeit und insbesondere die Kinderbetreuung wie auch die Betreuung anderer pflegebedürftiger Personen zu leisten (Klenner 1990, S. 867). In

der Erziehung wurde diese innerfamiliäre Arbeitsaufteilung und Zusammenarbeit weitergegeben (Nickel 1990, S. 40).

Ganz wesentlich kam hinzu der zwar kaum je erwähnte, aber funktionierende Beistand der Generationen untereinander, vor allem der Frauen, um den Erhalt und Zusammenhalt der Familie zu sichern, der unter dem Schlagwort "Privat kommt vor Katastrophe" allem anderen vorging (Gysi 1990, S. 34; Wendt 1992, S. 94).<sup>2</sup>

Wenn Mädchen der 6. Klasse mit ihrem Selbstbild den Umgang mit kleinen Kindern, Geschick in Handarbeit, Zuständigkeit für die Gestaltung der nächsten Umgebung verbanden, und gleichaltrige Jungen sich Kraft, technisches Geschick und die Fähigkeit, im Beruf Neues zu entwickeln, zuschrieben (Nickel 1990, S. 26), so ist ein bestimmtes Rollenverständnis ganz selbstverständlich tradiert worden. Mädchen halfen nicht nur entsprechend bei der Hausarbeit, beim Saubermachen und Putzen, und mehr bei der Betreuung kleinerer Geschwister, von ihnen wurde nicht nur überhaupt mehr Mithilfe zuhause erwartet, sie bekamen ebenso häufiger feste Aufgaben im Familienalltag zugewiesen und dafür die Verantwortlichkeit übertragen (Nickel 1990, S. 24)<sup>3</sup>.

Wie die frühe Sauberkeitserziehung und das Fertigkeitstraining der Kleinkinder, die mit 2 Jahren trocken und mit 3 Jahren imstande sein sollten, sich selbst anzuziehen, die Mütter entlastet habe, die um 6 Uhr die Kinder fertig machen mußten, um sie in Krippe oder Kindergarten abzuliefern, bevor ihre eigene Arbeit anfang, habe die Beteiligung der größeren Kinder an den Haushalts-

---

<sup>2</sup> Auf die Hilfemuster zwischen den Generationen in sozialistischen Gesellschaften generell und das Angewiesensein auf die Großmutter speziell hat bereits ein österreichischer Soziologe vor Jahren hingewiesen (Rosenmayr 1976, S. 317 ff.).

<sup>3</sup> Doch sind zu diesen Angaben noch zwei Bemerkungen angebracht: In den Familien mit zwei ganztägig berufstätigen Eltern waren ältere Geschwister generell in die Sorge und die Zuständigkeit für jüngere Geschwister miteingebunden, auch Jungen; und das mag seine Auswirkungen haben für die Auffassung und das Verständnis zum Vatersein. Zum anderen wurden und werden Jungen wie Mädchen in gleicher Weise in den öffentlichen Kindererziehungseinrichtungen zur "Selbstbedienung" angehalten und zur Übernahme von Haushaltsämtern herangezogen. In einer 1992 in der EG durchgeführten Untersuchung jedenfalls erklärten sich Männer aus den neuen Bundesländern neben den Niederländern am ehesten bereit, im Haushalt mit zuzupacken (Tagespresse, Juli 1992).

pflichten - zweifellos in erster Linie der Mädchen, aber auch bei ihnen in aller Regel doch nur in einem vertretbaren Maße - den Müttern Freiräume verschafft, wenn sie von der Arbeit zurückkamen. So argumentierten ostdeutsche Teilnehmerinnen 1992 auf einer sozialwissenschaftlichen Tagung, als das Thema diskutiert wurde. Ob und wie solche Zeiträume zu nutzen seien und genutzt worden seien, etwa für Besorgungen und Erledigungen oder gerade im Interesse der Kinder - zur Beschäftigung mit ihnen, zum Spiel mit ihnen -, das allerdings sei schichtspezifisch ganz unterschiedlich gewesen.

Die Mädchen ihrerseits wollten die Mütter entlasten. Es war ihnen bewußt, daß das nötig war. Aber gleichzeitig wollten sie ihr, wie immer wieder aus Kinderäußerungen hervorgeht, etwas zuliebe tun und lieb sein, indem sie ihr halfen. Die Aussage einer sicher ungewöhnlich eingespannten 7jährigen liefert ein charakteristisches Beispiel dafür:

"Oder se reden gar nicht bei schlechten Zensuren mit mir. Soll ich zuerst in die Küche gehen. Und dann soll ich meine Arbeit machen, abtrocknen, ausfegen, Abendbrot machen, Betten machen. Muß ich sonst auch immer machen. Mutti kommt ja erst immer um fünf. Da kann se ja nich mehr. Wenn ich dann wieder lieb bin und alles gemacht habe, denn sind se wieder ... denn sprechen sie nich mehr so böse" (Daniela, 1987, in: Wardetzky 1990, S. 22).

Daß liebesorientierte Kontrolltechniken in der Erziehung - affektive Zuwendung und deren partieller Entzug in Relation zu dem den elterlichen Erwartungen entsprechenden Verhalten des Kindes -, kognitiv wenig einsichtig gemachte Techniken, die dem Kind kaum Alternativen lassen, wenn es die Zuwendung der Erwachsenen nicht aufs Spiel setzen will, jedoch besonders geeignet sind, Abhängigkeit, Konformität und eine rigide Gewissensbildung zu fördern, ist aus der Sozialisationsforschung seit langem bekannt (Caesar 1972, S. 63 ff.).

Großmütter sprangen ein bei der Kinderbetreuung alltags in Zwischenzeiten, in denen die Enkel öffentliche Einrichtungen nicht besuchen konnten oder wollten, die Familie aber noch nicht zuhause war. Zu ihnen fuhren die Kinder oder die ganze Familie für mindestens einen Teil der Sommer- und Winterferien. Beide Großeltern leisten heute erst recht Hilfe, während die Haushaltspflichten der Kinder anscheinend zum Teil abnehmen. Sie kochen mittags nicht nur für die Enkel, sondern angesichts steigender Preise in öffentlichen Küchen unter Umständen für die ganze Familie. Und gut die Hälfte einer 7. Klasse bei Bitter-

feld sollte und wollte im letzten Jahr zur Oma oder zu anderen Verwandten reisen (Walden 1992). Was man zu DDR-Zeiten aus dem großelterlichen Garten und je nachdem aus der großelterlichen Landwirtschaft mitbekam für die eigene Versorgung, war nicht zu unterschätzen, insbesondere nicht der Austausch und die Hilfe bei der Güterbeschaffung zwischen den Familien. - Insgesamt stellte die ältere Generation für die jüngeren den ersten und wichtigsten über die engste eigene Familie hinausreichenden Verkehrskreis dar, einen völlig vertrauenswürdigen. Außer mit den Eltern noch mit anderen Erwachsenen offen und unbefangen umgehen zu können, dürfte für die Kinder ganz wesentlich gewesen sein, die von klein an zwischen öffentlichen und privaten Meinungsäußerungen unterscheiden lernten: Von einer Großmutter, die für die Staatsicherheit arbeitete, hat niemand gehört. Besuche bei der Großmutter waren daher häufig, recht üblich etwa der der ganzen Familie im Sommer im Garten, sonst in der Wohnung am Sonntagnachmittag; die Enkel kamen; wenn möglich, noch öfter.

Um zusammenzufassen:

Neben den Leistungen der Sozialpolitik für die Familie und der innerfamiliären Aufgabenregelung und Zusammenarbeit der Partner waren Arbeitsentlastung, Austausch und Zusammenhalt in der Mehrgenerationenfamilie, in erster Linie der Generationenkette der Frauen, für den Bestand der Familie in dieser Gesellschaft unverzichtbar, unter den Bedingungen der Mangelwirtschaft und des sozialen Eingeschlossenseins wesentlicher als in differenzierteren und offeneren städtisch-industriellen Gesellschaften. In den Netzwerken wechselseitiger Unterstützung wurden materielle Hilfen und Dienstleistungen gegeben und empfangen bei der Güterbeschaffung für den Haushalt und im Haushalt selbst, bei der Kinderbetreuung und für Familienmitglieder, die sich nicht allein helfen konnten. Gleichzeitig stellten die Generationen vermutlich ausschließlicher als anderenorts über die engste Familie hinausreichende Verkehrskreise dar, in denen Geselligkeit gepflegt wurde, Information und Beratung stattfand, der Einzelne emotionale Bestätigung erhielt.

Eine ganze Reihe von Faktoren mochten zusammenwirken, um die "Mutti" offenbar noch für viele erwachsene Töchter mit eigener Familie zentrale Bezugsperson bleiben zu lassen, an die tiefreichende affektive Bindungen lebenslang nicht gelöst wurden. Die Art der Erziehung mochte dazu beitragen, der - wie derzeit Vergleichsuntersuchungen bei Jugendlichen in Ost und West zeigen -

größere Respekt vor der elterlichen Autorität, die größere Liebe und Dankbarkeit gegenüber den Eltern (Lederer 1991, S. 594). Die geringe kulturelle Mobilisierung über die Zeit, aber auch im Abstand zwischen der seit der Einführung der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften kleinbürgerlich gewordenen Lebensführung auf dem Land und der nicht unbedingt großstädtischen in der Stadt könnte andere Faktoren beinhalten. Jedenfalls waren die Differenzen in der Haushaltsführung, überhaupt in den Lebensstilmustern, die sich an bürgerlichen Traditionen der 30er Jahre orientierten, zwischen den Generationen anscheinend gering. Die nicht selten anzutreffende Gewohnheit älterer und jüngerer Frauen in Mehrgenerationenfamilien, die im selben Haus wohnten, an Wochenenden oder in den Ferien abwechselnd für beide Familien zu kochen, illustriert das. Das gleiche galt - von Fällen erheblichen sozialen Aufstiegs in der Generationenfolge abgesehen - in Bezug auf Erziehungsziele und Erziehungsstile für die Kinder; ihre Leitlinien waren gesellschaftlich vorgegeben und wurden in der Regel durch die Familien akzeptiert. Die Frauengenerationen folgten rasch aufeinander. Das mochte ebenfalls den Abstand im Lebensentwurf und Lebensverständnis verringern.

Konflikte und Störungen im Generationsverhältnis gab es sicher. Doch war man aufeinander angewiesen, die Notgemeinschaft ließ die Austragung persönlicher Kontroversen nur bedingt zu<sup>4</sup>. Und die Erziehung, die man bekommen hatte, war ebensowenig dazu angetan, bestehende Beziehungsprobleme zu thematisieren.

So galt, was ein ostdeutscher Student, der mit Eltern und Großmutter im gleichen Haus lebt, formulierte: "Streit macht nichts aus. Danach ist es erstmal ruhig. Und dann ißt man wieder zusammen."

### **Großmütter**

Die hohe Einschätzung der Familie, die nach dem Verständnis ihrer Mitglieder die Partner und die Nachkommen in gerader Linie, Kinder und Enkel, umfaßt, hat sich in der ersten Repräsentativbefragung ostdeutscher Familien nach der Vereinigung um die Jahreswende 1990/91 bestätigt (Bertram 1992, S. 66).

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu das in westdeutschen Nachkriegsfamilien bei Wurzbacher 1951 festgestellte Verhalten und den im Drei-Generationen-Haushalt auf dem Lande lebenden Familien miteinander bei Kossen-Knirim 1992.

Ähnliches gilt für den Wert, der Kindern beigelegt wird: Kinder zu haben und aufzuziehen wird im Vergleich zur selben 1988 in Westdeutschland durchgeführten Befragung deutlich positiver eingestuft, die Belastung durch Kinder dagegen als geringer empfunden (Keiser 1992, S. 28 ff.). Kinder spielen für die Eltern - wenn nicht überhaupt für ältere Generationen - einen wichtigeren Part im Beziehungs- und Aktivitätsgeflecht der Familie: im Austausch emotionaler Zuwendung, im Familiengespräch, bei den Mahlzeiten, in der Freizeit (Schlemmer 1992, S. 110). Sie sind Juniorpartner der Erwachsenen und werden als solche ernst genommen.

Kontakte zwischen mittlerer und älterer Generation sind gang und gäbe - und zwar bei mangelnder Telefonausstattung vorwiegend in Form von Besuchen, in der ganz persönlichen Begegnung -, sofern beide in relativer Nähe zueinander wohnen (vgl. Tabelle 1).

**Tab. 1: Kontakte zwischen ostdeutschen Eltern und nicht mehr im Haushalt lebenden Kindern**

	täglich	mehrmals pro Woche	einmal pro Woche	seltener
Kontakte der Eltern mit den Kindern	11 %	25 %	36 %	29 %
Kontakte der Kinder mit den Eltern	13 %	14 %	24 %	49 %

(Aus der Repräsentativbefragung zur Familie in den neuen Bundesländern, 1990/91, Bertram, H., 1992, S. 73, 74)

Das war und ist aber in einer bis jetzt wenig mobilen Gesellschaft offenbar generell recht häufig der Fall und wiederum speziell im Verhältnis junger Familien mit kleinen Kindern zu den Eltern, so daß auch Großeltern und Enkel, Enkel und Großeltern miteinander umgehen können. Jedenfalls wurde in ostdeutschen Familien eine zwar der wöchentlichen Zeit nach kürzere, aber im Umfang deutlich über der in westdeutschen Familien rangierende regelmäßige großelterliche bzw. großmütterliche Betreuung von Vorschulkindern konstatiert und bemerkt: "Das Niveau nichtelterlicher Betreuung im familiär-verwandtschaftlichen Kontext liegt höher als in Westdeutschland" - mit etwa 30% gegenüber 20% (Nauck 1992, S. 23 - 24) (vgl. Tabelle 2).

**Tab. 2: Wohntfernung der Enkel zu befragten ostdeutschen Großeltern der Jahrgänge 1943-47, 1938-42, 1933-37**

	1943-47	1938-42	1933-37
im gleichen Haus	30 %	12 %	12 %
am gleichen Ort	30 %	55 %	49 %
weiter entfernt lebend	40 %	33 %	39 %

(Angaben von 155 Befragten im Familien Survey Ost 1990/91, Bertram, H. 1992, S. 60).

Der Nachmittagsverbleib von Schulkindern war zur Zeit der Datenaufnahme des Familien-Surveys Ost 1990/91 noch stärker geprägt durch Betreuung in gesellschaftlichen Institutionen, von Schulkindern bis zur 4. Klasse im Hort, von Schülern überhaupt in von den Schulen organisierten Arbeitsgemeinschaften und Zirkeln oder in öffentlichen Freizeitstätten. Dies dürfte seitdem zurückgegangen sein. Die Nachmittagsverbringung zuhause dagegen mit anwesenden Eltern, faktisch überwiegend den Müttern, könnte bei der hohen Erwerbslosigkeit von Frauen inzwischen zugenommen haben. Waren Kinder jedoch in anderer privater Obhut als der elterlichen, dann hüben und drüben zuerst in der von Verwandten - in der großelterlichen bzw. im Osten ebenfalls in der von älteren Geschwistern - und dies insgesamt im Osten mindestens so oft wie im Westen. Mit dem Abbau öffentlicher Betreuungsinstitutionen und öffentlicher Nachmittagsbeschäftigung von Kindern und Heranwachsenden durch Schule und Jugendorganisation wie mit dem Zerfall von Gleichaltrigengruppen im Übergang der Einheitsschule zu gegliederten Schulsystemen, dem Zerfall von Nachbarschaften in den Wohnquartieren bei erhöhtem Mieterwechsel, nicht zuletzt aufgrund der Klagen über mehr Übergriffe von Stärkeren an Schwächeren beim Spielen draußen insbesondere in den Plattenvorstädten, mag die Ergänzungsbetreuung durch Großmütter und Geschwister sogar wichtiger geworden sein (vgl. Tabelle 3).

Die eigenen Unterlagen umfassen 47 offene Interviews zu Alltag und Freizeit 9 - 12jähriger Kinder, Tagesablaufprotokolle, die von ostdeutschen Studentinnen und Studenten im Rahmen eines Lehrforschungsprojektes, außerdem von Lehrerinnen und einer jungen Sozialwissenschaftlerin im Winter 1990/91 und im

**Tab. 3: Nachmittagsbetreuung von Schulkindern bis zu 16 Jahren**

	Westdeutschland		Ostdeutschland	
	Hauptbe- treuung	Ersatz- betreuung	Hauptbe- treuung	Ersatz- betreuung
bei den Eltern	85%	24%	47%	21%
bei anderen Verwandten	4%	33%	7%	29%
bei Klassenkameraden	1%	5%	5%	8%
bei Freunden/Nachbarn	3%	16%	4%	8%
in Hort/Schule	2%	-	13%	3%
andere Betreuung	2%	3%	6%	7%
unbeaufsichtigt	4%	19%	17%	25%

(Aus den Repräsentativbefragungen zur Familie, Westdeutschland 1988/Ostdeutschland 1990/91. Kaiser 1992, S. 35).

Sommer 1992 aufgenommen wurden<sup>5</sup>. Der Kontakt zu den Großeltern wurde nicht systematisch erfragt. Die Kinder selbst, bzw. in einem Fall die Mutter, berichteten davon. Deswegen und wegen der Zusammensetzung des Samples, das keine Zufallsprobe darstellt, verbietet sich eine Quantifizierung eigentlich, kann nur mit aller Vorsicht zu ein paar Angaben vorgenommen werden. Sie bestätigt die Ergebnisse der Familien-Surveys Ost und erlaubt einige weitere Detaillierungen (vgl. Tabelle 4).

Von den 47 befragten Kindern erwähnten 33 Großeltern im Gespräch oder erzählten von ihnen. 27 sprachen von einer, 6 von zwei Familien, 1 Mädchen

<sup>5</sup> Ebenso wie bei rund 75 Kindern in Westdeutschland zwischen 1985 - 1990 ist die Betreuung bezogen auf den vorangeegangenen Wochentag bzw. das letzte Wochenende erhoben worden. Die Mütter haben dazu eine Tagesverlaufsschema ausgefüllt, gegliedert nach Zeit, Aufenthaltsort, Tätigkeit, anwesenden Personen, geführten Gesprächen, Mediennutzung. Mit den Kindern wurden zu den gleichen Tagen Intensivinterviews durchgeführt, ergänzt um Fragen zu besonderen Ereignissen und beliebten Beschäftigungen in der Freizeit überhaupt. Schließlich gehörten noch Angaben zu den Sozialdaten der Familie und des interviewten Kindes sowie Beobachtungen des Interviewers zur sozialräumlichen Umgebung des Kindes, der Wohnung und dem Wohnumfeld dazu.

außerdem von Urgroßeltern. Von Großvätern allein war zweimal die Rede, sonst von Großeltern, am häufigsten aber von der "Oma". Unter diesem Namen konnte die Person und/oder die Repräsentantin der großelterlichen Familie gemeint sein (vgl. Tabelle 5).

**Tab. 4: Angaben 9-12jähriger Kinder zu großelterlichen Familien**

befragte Kinder	47	Kontakt zu einer Familie	27	zu Oma	18
mit Kontaktangabe	33	Kontakt zu zwei Familien	6	zu Großeltern	13
ohne Kontaktangabe	14	dazu zu Urgroßeltern	1	zu Opa	2

**Tab. 5: Kontakte von Jungen und Mädchen zu Großeltern**

Befragte Kinder		Kontakte		Kontakte Jungen		Kontakte Mädchen	
		nein	ja	nein	ja	nein	ja
9 Jahre	12	5	7	3	6	2	1
10 Jahre	4	1	3	-	-		
11 Jahre	13	4	9	1	5	3	4
12 Jahre	18	4	14	4	4	-	10
insgesamt	47	14	33	8	15	6	18

15 der 23 befragten Jungen, 18 von 24 Mädchen berichteten über Kontakte zu den Großeltern, die Mädchen äußerten sich also insgesamt etwas häufiger dazu. Bei genauem Hinsehen allerdings nannten bei den jüngeren Kindern in diesem Sample die Jungen sogar eher etwas öfter als die Mädchen die Großeltern. Unter den 12jährigen dagegen waren es die Mädchen, die so zahlreich den Kontakt zur Großmutter anführten (vgl. Tabellen 6 und 7).

**Tab. 6: Wohnort der Enkel und Entfernung zur großelterlichen Wohnung**

Befragte Kinder	Kontakte		im gleichen Haus/Haus gegenüber	im gleichen oder angrenzenden Viertel	in Nahverkehrentfernung	weiter entfernt
	ja	nein				
auf dem Land/ 15 Dorf	4	11	4	3	6	-
Klein-/ Mittel- 19 stadt	6	13	1	10	5	2
Groß- stadt 13	4	9	1	2	6	-
insgesamt 47	14	33	6	15	17	2

**Tab. 7: Häufigkeit der Kontakte von Enkeln mit Großeltern**

	Kinder insgesamt	Jungen	Mädchen
unter der Woche/am Wochenende	18	9	9
Sonntagnachmittag	23	11	12
in den Ferien	7	4	3

So wie sich das Sample ergeben hat, sind mit 15 und 13 je ein knappes Drittel Kinder vom Land und aus der Großstadt, mit 19 knapp zwei Fünftel Kinder aus kleinen und mittleren Städten erfaßt worden. Die im ganzen erheblich dörflichere und kleinstädtischere Wohnweise in der DDR im Vergleich zur westlichen Bundesrepublik reflektiert sich in dieser Zusammensetzung durchaus<sup>9</sup>. Aber

<sup>9</sup> 1989 lebten in der DDR noch 24% der Bevölkerung in Gemeinden mit weniger als 2.000 Einwohnern - in der BRD 6% -, in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern 27% - in der BRD 34% (Datenreport 1992, S. 42).

nicht nur unter solchen Wohnverhältnissen, selbst in den kompakt bebauten Großstädten war und ist recht oft Verkehr zwischen den jüngeren und älteren Familien zu Fuß möglich oder für die Kinder per Rad. Kinder in ländlichen Regionen sprachen von den Großeltern mehr noch als Stadtkinder, aber auch von denen ca. zwei Drittel. Auf dem Land lebten 4 der 6 Kinder, die mit den Großeltern im gleichen Haus oder ihnen vis-à-vis wohnten. Am dichtesten gewoben, am vielfältigsten verwoben erscheinen die Kontakte jedoch zwischen den Familien und zwischen Personen der verschiedenen Generationen in den Familien, die im gleichen oder benachbarten Quartier bzw. in nicht allzu großer Entfernung in kleinstädtischen Milieus wohnten. Mehrfach wurden in den Erzählungen von Stadtkern über Wochenend- und Ferienbesuche bei den Großeltern auf dem Dorf noch die Rückverbindungen in die Stadt abgewandelter junger Familien zur ländlichen Herkunftsfamilie erkennbar.

Was die Art der Kontakte anbelangt, sind Enkel und Großeltern in der Woche nachmittags meist unter sich, ebenso in den Ferien. Als Familienmitglieder in den Frauen- und Männer- bzw. Generationenketten der größeren Familie erscheinen sie, wenn sie von Erwachsenen gebracht oder geholt werden und sie begleiten zu Familientreffen.

Wie der Kontakt konkret und im Einzelfall abläuft, wie die Beziehungen inhaltlich gefüllt sind, läßt sich an und aus den Textaussagen ablesen. Die Beziehungen zwischen Großeltern und Enkeln wurden ausnahmslos als erfreulich beschrieben.

"Öfters, ganz oft, wenn Ferien sind, dann fahre ich zur Oma, oder Sonnabend, Sonntag, die ganze Familie. Bei Oma ist es hübscher" (Klaus, 9 J.) (7).

"Weil, ich komm ja, ich bleib immer so lange bei meiner Oma. Und es gefällt mir dort, und da komm ich immer erst 1/2 5 oder um 4 heim nachmittags" (Christian, 9 J.) (15).

"Na ja, alle 14 Tage oder so (Fahrt zur Oma). Jo und gern fahr ich auch, ja". Zur Dauer der Besuche: "Jo, och manchmal übers Wochenende und inne Ferien oder so" (Mario, 12 J.) (13).

"Also mich mit meiner Omi zu unterhalten, abwaschen: dort macht es komischerweise mehr Spaß als zuhause, und naja, manchmal meiner Omi auch vor-

lesen aus 'Ottokar Domma'<sup>7</sup> und fernsehen" (Maria, 12 J.) (12).

Großeltern, Großmütter zumal, binden ihre Zuwendung zu den Enkeln an keine Bedingung. Sie werden als toleranter erlebt im Vergleich zu den Eltern, die strenger auf Zuverlässigkeit und Disziplin in der Erledigung der Aufgaben für Schule und Familie achten, auf Selbständigkeit und Selbstbedienung im familiären Alltag. Großeltern "meckern" nicht, von ihnen gibt es seltener, wenn überhaupt "Ausschimpfe" und schon gar nicht "n' Arschvoll". Sie geben und lassen einem mehr psychosozialen Raum, mehr Spielraum und Freiheit.

Die jüngere Generation wird durch Beruf und Familienorganisation anders beansprucht. Das war immer so, ist es aber heute in der Umbruchsituation erst recht. Wer Arbeit hat, von dem wird je nachdem erheblich mehr gefordert als früher, wer in Umschulung, in Fortbildung, wer arbeitslos ist, hat mit sich selbst zu tun: die eigenen Probleme und Familienprobleme haben Vorrang. Großeltern dagegen verfügen über Zeit und nehmen sich Zeit. Sind sie noch nicht im regulären Rentenalter, so inzwischen häufig im vorgezogenen Ruhestand. Ältere Frauen waren und sind in den letzten Berufsjahren auch eher teilzeitbeschäftigt (Datenreport 1992, S. 465). Jedenfalls sind sie erreichbar, hier und jetzt. Und während für die Älteren infolge der verfrühten Berufsaufgabe und bei mangelnden sonstigen Alternativen die Großelternrolle eventuell noch an Bedeutung gewinnt, stellen sie für die Kinder Erwachsene dar, mit denen man über alles reden kann, möglicherweise besser als mit den Eltern.

Miteinanderleben in einer noch weitgehend ungeschiedenen Lebenswelt über 3, sogar 4 Generationen weg wurde in den Aussagen der ostdeutschen Kinder erkennbar, das den Alltag umschließt von der gemeinsamen Arbeit bis zu dem gemeinsamen Spiel und dem fortlaufenden Gespräch darüber. Bei den Großeltern ist es heimeliger: Wenn man miteinander ißt und erzählt und etwas im Haushalt tut - nicht etwa jeder für sich allein in einer leeren Wohnung -, miteinander Karten spielt oder andere Gesellschaftsspiele macht und fernsieht. Zum Umgang der Generationen miteinander gehört allerdings auch und genauso geteilte Erfahrung vom Kranksein, vom Altwerden und Leid, so für das sprachgestörte Kind, dem die anderen in der Schule "das manchmal

---

<sup>7</sup> In "Ottokar Domma", einer DDR-Reihe, wurde falsches und richtiges Schülerverhalten bei verschiedenen Anlässen gegenübergestellt.

so schwer machen" und das gar nicht oft genug "durch die Schluppe" zwischen den Neubaublocks "zu meine liebe Oma" hinüber kann, bei der es willkommen ist (Nadine, 10 J.) (19),

oder das andere, das in der Regel Abendbrot allein ißt, weil "meine Mutti sich um meinen Opa kümmern" muß, "der sich nicht mehr selbständig ernähren kann" (Melanie, 12 J.) (17),

das dritte, das beim Wochenendbesuch bei den Großeltern auf dem Dorf "manchmal" dann noch "die Urgroßeltern" besucht (Dana, 11 J.) (3).

Und in all dem ist dieses Miteinander integraler Bestandteil der Kindheit. Im Zusammensein mit den Großeltern werden offenbar ganz ausgeprägt Geschlechterrollen tradiert.

"... Dann bin ich zu meiner Oma ..., weil, es ist Freitag, und zum Sonnabend haben wir ja keine Hausaufgaben auf ... und denn sind wir in die Kaufhalle gegangen und denn wieder zurück, und denn hab ich das, was sie mir gekauft hat, aufgegessen und dann noch so'ne Eiskremtorte" (Katja, 12 J.) (5).

Auf die Frage, ob sie außer der wöchentlich besorgten "Bravo" noch mehr lese: "Naja, wenn ich mal von meiner Oma oder meiner Cousine eine Zeitschrift kriege" (Dana, 11 J.) (3).

Nach dem Mittagbrot mit der Oma: "Meine Oma hat dann abgewaschen und ich habe abgetrocknet" (Anja, 11 J.) (9).

"Meine Freundin, die Nicole ... ja, meine Nicole, die darf immer zu mir kommen, manchmal; aber heute sind wir wieder zusammen zu meine ... ich bin auch zu meine Oma gegangen und ihre Oma auch. Die wohnt auch da" (Nadine, 10 J.) (19).

"Und in den Ferien, da schlafe ich bei meiner Oma und Opa. Ich fahre da gern hin, denn meine Oma hat da so eine Familie, das sind Tante Hilde und von Tante Hilde die Tochter Kathrin, die hat so ein kleines Kindchen gekriegt, und mit der spiele ich immer" (Katja, 12 J.) (4).

Für Mädchen heißt das: der Oma bei der Hausarbeit helfen; mit ihr in Geschäfte gucken gehen und einkaufen lernen, sich bei ihr und mit ihr in Frauenzeitschriften vertiefen und davon beraten lassen - die informellen Lerneffekte aus der Lektüre westdeutscher Frauenillustrierter, die reißend Absatz finden, können kaum hoch genug eingeschätzt werden -, allein oder mit der Freundin die eigene Oma und die Oma der Freundin aufsuchen und sich mit der einen und der anderen über Frauenthemen unterhalten, beispielsweise Mode oder Ko-

chen oder Gesundheit; mit der Oma, über die Oma den Zugang zur weiterreichenden Frauenwelt in der Verwandtschaft finden, zu Tanten, Cousinen - die oft zugleich Freundinnen sind - und Babys, die man mitbetreuen möchte.

Wenn die Enkelinnen das Beziehungsmuster der Mutter als verlässlicher Vertrauter im Verhältnis der eigenen Mutter zur Großmutter wahrnehmen und sie es als Töchter mit ihrer Mutter schon früh praktizieren, wie das der Fall ist, tut dies ein Übriges, derartiger Erziehung Wirkung zu verleihen:

"Um 5 Uhr habe ich erst mal in aller Ruhe mit meiner Mutti (die dann von der Arbeit zurück war) Kaffee getrunken, anschließend ein bißchen Rommé gespielt" ... "Nach dem Abendbrot bin ich noch einmal zu meiner Oma gegangen (die im selben Haus wohnt), eine Viertelstunde" (Dana, 11 J.) (3).

"Ja, Mutti steht unter Streß, Vati steht unter Streß ... Aber mit meiner Mutti kann ich mich über meine Probleme unterhalten, sie hört mir zu und hilft mir" (Jacqueline, 12 J.) (1).

Großväter greifen mit Enkeln Technisches, Handwerkliches an, lassen sich im Garten helfen, sind bei Jungen und Mädchen für sportliche Dinge zuständig. Sie haben nicht ganz selten die Kinder schon, als sie klein waren, auf dem Fahrrad mitgenommen<sup>6</sup>. Zwar treten sie bei weitem nicht so in Erscheinung wie die Großmütter und doch vielleicht mehr, als in anderen Gegenden Deutschlands üblich ist.

Aus der Auswertung des Interviews mit S., dem Kind einer bei seiner Geburt sehr jungen alleinerziehenden Mutter: Er "hängt sehr an seinen Großeltern; oft unternimmt er etwas mit seinem Großvater" (Steffen, 9 J.) (18).

"Wandertage machen wir alle zusammen (in der Klasse) ... außer, wenn ich mit unserem Opa ..., dann machen wir se natürlich nicht zusammen" (Robert, 9 J.) (20).

"Ich gehe öfter mit Oma und Opa im Wald spazieren .. oder manchmal fahren wir zusammen baden" (Anja, 11 J.) (9).

Um zusammenzufassen:

Großelterliche emotionale Zuwendung, die ihren Ausdruck findet in "Kuscheln"

---

<sup>6</sup> Die Anmerkung in einem Übersichtsartikel zu Großeltern, Großväter seien nach den jungen Vätern die männlichen Erwachsenen mit den engsten Beziehungen zu Kleinkindern (Troll 1983), könnte gerade in Ostdeutschland zutreffen.

und Beschenken wurde und wird drüben ganz unbedingt und sicher erfahren, ist vielleicht noch weniger ohne Ablenkung auf die Enkel eingestellt als hüben. Sie ist die Basis, die das Zusammensein so erfreulich macht.

Der "spaßsuchende" Umgangsstil, von dem vor allem die kleineren Jungen im Sample erzählten, hört einmal nicht auf mit der Kindheit: Gesellschaftsspiele, Kartenspiele, Rätsel etwa, sind Bestandteil der Freizeit zwischen allen Generationen in Familien. Zum anderen mag, was man in der freien Zeit miteinander unternimmt - vom Spiel über Sport bis zum Zoo- oder Rummel-Besuch - weniger kindzentriert, zur Unterhaltung von Kindern beabsichtigt sein als hüben, sondern macht Jung und Alt den gleichen und damit doppelten Spaß.

Empathie erscheint ausgeprägt und verbreitet zwischen Mädchen im Übergang zum bisher kurzen Jugendmatorium, an das sich Partnerschaft und Mutterschaft früh anschloß, und relativ jungen Großmüttern - ob von Person zu Person läßt sich nach den Texten nicht sagen -, jedenfalls aber in einer den verschiedenen Generationen von Frauen vertrauten und von ihnen geteilten Interessen- und Lebenswelt.

Das Zusammensein mit Oma und Opa an sich, teilzuhaben am Alltag, bei der Arbeit und am Gespräch der älteren Familie, nach Bedarf von ihr mitversorgt zu werden, könnte größeren Stellenwert haben als hüben. Kinder aller Altersstufen berichteten von solchen Kontakten zur großelterlichen Familie, gerade auch noch größere Jungen, die eventuell dem Opa halfen, bei der Oma aßen, weiter mit der Familie zum Besuch kamen und zu den Großeltern in Ferien fuhren: Bei der älteren Familie ein zweites Zuhause zu haben ist das, was bleibt.

Zwei weitere Punkte im Großeltern-Enkel-Verhältnis sind noch herauszustellen: Kinder in der DDR wuchsen in Lebensumständen auf, die nicht viel Abwechslung boten, und in einer Mangelwirtschaft. Was es gab, gab es jedoch zuerst für die Kinder. Und Eltern und Großeltern wetteiferten, den in der Regel zwei Kindern einer Familie zu bieten, was eben möglich war. Insbesondere die Großmütter versuchten, es den Enkeln schön zu machen, wenn sie kamen - an Wochenenden, bei Festen und in den Ferien -, sie mitzunehmen zu jeder besonderen Gelegenheit. Insofern waren die Kinder in dem vorhandenen Lebensrahmen durchaus verwöhnt. "Und jetzt soll man ihnen sagen: 'Das geht nicht'?", wie eine Großmutter formulierte: jetzt im Überfluß, weil niemand vom Überfluß alles haben kann, weil Prioritäten gesetzt und Wahlen getroffen wer-

den sollen, für Neuanschaffungen gespart werden muß. Das fällt schwer.

Die andere Besonderheit war in einer Gesellschaft, in der im Alltag relativ wenig Neues passierte, in die relativ wenig Information aus der weiten Welt ein- drang, die von der offiziellen Geschichtsschreibung unterschiedene familienin- terne Weitergabe der Zeitgeschichte in häufig wiederholten Erzählungen der älteren Generationen für die jüngeren:

"Meine Oma hat immer so geschimpft über die Vergewaltigungen beim Ein- marsch der Roten Armee 1945. Wir haben auch in der Familie von den KZ's gewußt - daß die aus dem Dritten Reich nach Kriegsende von den Russen be- legt wurden und danach mit SPD-Mitgliedern durch die SED", meinte eine ost- deutsche Studentin, Mitte 20, in einem soziologischen Seminar. In der neue- sten Variante wird sie derzeit so fortgeschrieben:

"... wir haben jetzt ein Westauto bekommen, 'nen Ford oder so, der ist rot - genau wie meine Omas" (Nadine, 10 J.) (19).

### **Kommunikation, Kooperation und Austausch, kulturelle Vererbung**

Was die Voraussetzungen für den Kontakt in der Mehrgenerationenfamilie betraf, räumliche Nähe und Zeit füreinander, waren beide gegeben. Je nach- dem können Kinder allein nahezu täglich nach Schulschluß die Oma aufsuchen und bei ihr bleiben, bis die Eltern nach Hause kommen. Als jüngere Schulkin- der tun das Jungen und Mädchen, Mädchen aber auch noch länger. Nach dem Unterricht geht sie zur Oma, isßt dort Mittag, macht die Hausaufgaben, guckt anschließend "Fernsehen. Um 4 Uhr hole ich meine Freundin ab und wir gehen zur Clique". Unten bleiben darf sie bis 6 Uhr. "Dann muß ich wieder zur Oma. Meine Mutti holt mich ab" (Nadine, 12 J.) (4). Alltagskontakt zwischen allen drei Generationen findet statt, wenn Mütter oder Väter die Kinder nach der Arbeit abholen.

Zum Wochenende, besonders zum Sonntagnachmittagskaffee besuchte nach den Angaben von 23 der 47 befragten Kinder die jüngere Familie die ältere regelmäßig oder gelegentlich. Üblich war und ist ebenso, daß die Eltern die Kinder zu weiter entfernt wohnenden Großeltern in Ferien bringen und abholen.

Abgesehen vom Urlaub im letzten Jahr: "Sonst waren wir immer in den Bergen

bei meinem Opa, im Erzgebirge. Da sind wir Pilze suchen gegangen. Da konnte man sich wenigstens mal richtig austoben, da oben. Da hat man keinen gestört" (wie in den Plattenvorstädten der Großstadt) (Dirk, 11 J.) (8).

Von den Dienstleistungen, die die Frauengenerationen füreinander erbringen im Haushalt, zur Kinderbetreuung und bei der Pflege alter und kranker Familienmitglieder war schon die Rede. Sachhilfen, die früher oft im Naturaltausch erbracht wurden, können derzeit eher die Form geldwerter Leistungen annehmen: "Und meine Mutti hat den Trabant" als Zweitwagen "von mein Opa - den haben wir schon bezahlt" (Nadine, 10 J.) (19).

Einzugehen ist jedoch noch auf Vererbung, auf gerade und vor allem in der Frauenlinie weitergegebenes kulturelles Erbe. Zu ihm gehören einmal materielle Objekte, Einrichtungs- und Ausstattungsstücke der Wohnkultur - alte Möbel, Glas und Porzellan, Handarbeiten oder Familienporträts -, die sorgfältig über die Zeit gehütet worden sind.

Zu ihm gehören zum anderen kulturelles und soziales Kapital, Sprache und musische Interessen, Bildungsambitionen und Beziehungen. Nach 1945 wurden im sich formierenden Arbeiter- und Bauernstaat Eliten radikal ausgetauscht. Aber sowohl von den damals neu aufgestiegenen Intelligenzschichten als von den dagebliebenen Teilen früherer bildungs- und besitzbürgerlicher Schichten ist dann in der Folge das sozialkulturelle, das symbolische Erbe mindestens so zäh für die eigenen Kinder und Enkel bewahrt und reserviert worden wie in Gesellschaften mit manifester sozialer Ungleichheit (Bathke 1990, S. 114 ff.). Auf die sprachliche, die spielerische, die musische Frühförderung der Kinder nahmen vor allem die Mütter Einfluß, und deren Bildungsgrad war dafür wichtig. Allgemeine und berufliche Bildung beider Eltern, vorzüglich Einfluß und Rat des Vaters, seine Beschäftigung mit den Kindern, spielten im weiteren für die Schulleistungen, den Besuch weiterführender Schulen und Hochschulen eine Rolle (Helwig 1984, S. 63 ff.). "Homogene" Intelligenzfamilien zumal, in denen beide Eheleute studiert hatten, versuchten die Lebensplanung der nachfolgenden Generation in bezug auf Schulbesuch und Studium zu beeinflussen, die Mütter insbesondere ihre Töchter zu motivieren (Bathke 1990).

Generell haben Frauen kultivierte Lebensform und Lebensart - von den Manieren bis zu dem beim Anlaß festlich gedeckten Tisch - in einer bürgerlichen Fas-

sung weiter überliefert und transportiert, die genauer zu untersuchen ebenfalls der Mühe wert wäre.

## Umbruch

In ostdeutschen Familien spielt sich zur Zeit sehr vieles gleichzeitig ab. Da ist die existenzielle Drucksituation, die die Familie, gerade auch als Mehrgenerationenfamilie zusammenschweißt. Auswärts studierende, in der Berufsausbildung stehende junge Erwachsene etwa streben zum Wochenende unbedingt nach Hause, weil sie in einer von Tag zu Tag sich umkrepelnden Welt sowohl den Rat der Gleichaltrigen, mit denen sie in denselben Kollektiven aufgewachsen sind, als den der älteren Familienangehörigen dringend benötigen. Großmütter werden eher mehr gebraucht als früher, sie springen ein, nachdem die jüngere Familie nicht mehr im selben Maß gesellschaftliche Versorgungseinrichtungen in Anspruch nehmen kann und will - zumal bei der Betreuung der Enkel. Ihnen selbst mag dabei das vorzeitige, erzwungene Ausscheiden aus dem Beruf nicht ganz so bewußt werden.

Gleichzeitig allerdings laufen ebenso Mobilitäts- und Modernisierungsschübe, die alle Generationen berühren, in erster Linie freilich die mittleren Generationen so absorbieren, daß sowohl die Jugendlichen feststellen, das Familienleben habe sich "drastisch verändert" - "alles ist viel stressiger geworden, man redet nicht mehr so viel miteinander", wie ein Teenager formulierte (Biskup 1992) - als Ältere meinen, sie würden von ihren Angehörigen "im Alter allein gelassen" (Leserbrief M. in: Magdeburger Volksstimme, Mai 1992).

Gerade die Frauen trauen sich aber auch zu - sie trauen es sich eher zu als den Männern, wie sich in der Diskussion mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern an einer Lehrerfortbildung im Sommer 1991 zeigte -, mit den einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen fertig zu werden, sie zu bewältigen auf ihre Weise; Aufgeschlossenheit und Lernbereitschaft sind groß.

Dazu drei Beispiele:

Nach einer im Sommer 1991 in drei 10. und zwei 12. Klassen der allgemeinbildenden Schulen in Magdeburg durchgeführten Befragung von 94 Schulabgängerinnen und -abgängern - 55 Mädchen und 39 Jungen - waren die Schülerinnen in ihren Bemühungen um berufliche Bildung und in der Ausbildungsplatz-

suche nicht nur eher etwas aktiver, sie waren beträchtlich öfter bereit, für eine Ausbildung oder ein Studium in die alten Bundesländer zu gehen. Jobben ohne Ausbildung kam insgesamt wenig, für Mädchen schon gar nicht in Frage. Moderne qualifizierte gewerblich-technische Berufe, wie der der Fernmeldemechanikerin, und Dienstleistungsberufe, wie der der Hotelfachfrau, waren nicht unbedingt die "Traumberufe", aber doch die, um die sich eine ganze Reihe junger Frauen, nicht weniger als junge Männer beworben hatten. Der Beruf der Bankkauffrau war vor allen anderen gefragt. Sonst war die Einstellung zu kaufmännischen Berufen - für Mädchen nachher faktisch vielfach Büroberufen - durchaus zwiespältig: Sie erschienen relativ selten als Wunschberufe, häufiger als einer unter mehreren in Frage kommenden Berufen. In Abwägung der Zukunftschancen im Vergleich mit "typischen Frauenberufen", wie dem der Verkäuferin, der Friseurin und in pädagogischen Arbeitsfeldern, gingen dann doch 23 von 55 Befragten darauf zu (Wald 1992a).

Geburten- und Heiratsrückgang erreicht zur Zeit in den neuen Bundesländern ein drastisches Ausmaß. Zieht man die westdeutsche Sozialgeschichte zu Rate, so läßt sich in Westdeutschland zwischen ca. 1930 - 1970 ein höheres Heiratsalter und Alter bei der Geburt des ersten Kindes beobachten in Zeiten von Wirtschaftskrisen und wirtschaftlicher Unsicherheit und dessen Rückgang bei wirtschaftlicher Erholung und zunehmendem Wohlstand. Nach 1970 kommt es jedoch zu einem erneuten Altersanstieg für Heirat und erste Geburt aufgrund ausgedehnterer Bildung und Ausbildung sowie vorgezogener Berufsbewährung. Für die jetzt nicht in Ostdeutschland erfolgenden Heiraten und Geburten könnten jedoch beide Gründe eine Rolle spielen: der traditionelle Grund wirtschaftlicher Unsicherheit und der sehr moderne Grund angestrebter besserer Ausbildung und erster Berufsbewährung. Und erst in einigen Jahren wird sich zeigen, ob der jetzige Kinderverzicht ein endgültiger war oder ob sich nur das Geburts- und Heiratsmuster der jungen Frauen wandelt.

In einem über mehrere Folgen fortgeführten Leserinnen-Forum einer Magdeburger Tageszeitung im Frühsommer 1992 diskutierten Frauen im Alter von 70 bis über 50 Jahren zum Verhältnis von Müttern und erwachsenen Kindern bzw. von Töchtern im "mittleren Alter" und alten Eltern. Ausgelöst worden war die Briefrunde durch die Klage einer alten Mutter, sie habe, als die Söhne klein waren, auf alles verzichtet, ihnen alles gegeben, werde aber jetzt vergessen (M.). Ihr korrespondierte - bei positiven Erfahrungen mit den Kinderfamilien - eine Aussage anscheinend aus der gleichen Generation: "Kindesliebe kann

sehr stark sein. Mutterliebe endet erst, wenn sie das einzige Unrecht begeht, ihre Augen für immer zu schließen, um ihre Familie für immer in dieser Welt allein zu lassen" (L.).

Die Frauengeneration darunter thematisierte dagegen die Probleme, die man habe, wenn man bei "herzensguten Eltern, die zu jedem Opfer bereit sind", doch Kind bleiben und sich "wie brave Kinder verhalten" solle (N.N.). - Diese Generation berichtete zum eigenen Verhalten von "dem Schmerz, als der letzte Sohn auszog", aber auch, daß man "bei dieser Gelegenheit gleichzeitig mit der sogenannten Abnabelung begonnen" hatte, da "jeder ... ein Recht auf sein eigenes Leben habe" (N., auch B.H.). Und sie schilderte die neuen Wege, die sie bei den "eigenen Kindern beschreitet": "Administrative Entscheidungen galten nur bis zum 14. Lebensjahr; danach wurden Probleme mehr und mehr diskutiert. Größere Rechte hatten auch immer gleich größere Pflichten zur Folge. Mit dem 18. Lebensjahr wurde jede Entscheidung voll in die Verantwortung unserer Söhne und Töchter gelegt, wir zeigten nur bei Bedarf Alternativen auf - und der Bedarf war hoch" (N.N.; alle in: Magdeburger Volksstimme 6., 20., 27.5.1992). Das heißt: Konflikte des Loslassens und Zulassens von Ablösung herangewachsener Kinder, Wandlungen in der Einstellung zu Beziehungen zwischen jüngeren und älteren Erwachsenen wurden von den auch schon über Fünfzigjährigen ausgesprochen gegenüber den Müttern und problematisiert im Verhältnis zu den erwachsenen Kindern. Die Diskussion legte Zeugnis ab, daß das im Gange ist, was eine ostdeutsche Soziologin schon vor 10 Jahren gewünscht und empfohlen hatte: die "großen Reserven für individuelle Entwicklung - insbesondere der Frau" in der nacheiterlichen Phase "auszuschöpfen" (Nickel 1982, S. 162).

Ob gesellschaftliche Modernisierung in Ostdeutschland jedoch in derselben Weise und in demselben Maß zu Individualisierung und Vereinzelung, zu sozialer Differenzierung und sozialem Abstand, zur selben oder einer ähnlichen "Gesellschaft der Individuen" (N. Elias) führen wird wie in den alten Bundesländern, ist nicht abzusehen. Vorläufig stößt das Modell auf Skepsis und Ablehnung. Die Mehrgenerationenfamilie hingegen hat gute Chancen, in durchaus modifizierbaren, aber weiterhin ausgeprägten Formen der Interaktion, der Kooperation und Hilfeleistung "zwischen häuslichen Gemeinschaften" bestehen zu bleiben wie in anderen ost- und westeuropäischen Gesellschaften auch, als "stabiles und beständiges Element" (Segalen 1990, S. 117) im derzeit überstürzten soziokulturellen Wandel.

## LITERATUR

- Apostel, B.U. (1989). Großeltern als Sozialisationsfaktoren. Die Bedeutung der Großeltern in biographischer Sicht. Dissertation. Universität Bonn.
- Bathke, G.-W. (1990). Soziale Reproduktion und Sozialisation von Hochschulstudenten in der DDR. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1. Beiheft, S. 114 - 128.
- Behrend, H. (1990). Die Hypertrophie des Vergangenen. Aufbruch und Elend der DDR-Frauen. Das Argument (5), 859-864.
- Bertram, H. (Hrsg.) 1992. Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchsituation. Opladen: Leske & Budrich.
- Biskup, H.. (1992, 18. Juli). "Mehr Streß, mehr Träume". Vom Thälmann-Pionier zum BRD-Teenie. Kölner Stadtanzeiger.
- Borrmann, R. & Schille, H.J. (1981). Vorbereitung der Jugend auf Liebe, Ehe und Familie. Zit. in Autorenkollektiv. Sozialstruktur der DDR. Berlin (Ost) 1988, 298.
- Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hrsg.) (1986). Vierter Familienbericht. Die Situation der älteren Menschen in der Familie. Bonn.
- Dölling, J. (1990). Zwischen Hoffnung und Hilflosigkeit. Frauen nach der Wende in der DDR. In Deutschland-Archiv, (4), 92-100.
- Glatzer, W. & Berger-Schmitt, R. (Hrsg.) (1986). Haushaltsproduktion und Netzwerkhilfe. Frankfurt: Campus.
- Gysi, J. (1990). Die Zukunft von Familie und Ehe, Familienpolitik und Familienforschung in der DDR. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1. Beiheft, 33-41.
- Helwig, G. (1984). Jugend und Familie in der DDR. Leitbild und Alltag im Widerspruch. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik, Berend von Nottbek.
- Holdmann, K. (1985). Die Beziehungen zwischen Enkelinnen und Großmüttern aus der Perspektive von 13-14jährigen Enkelinnen. Unveröff. Diplomarbeit. Universität Bonn.
- Johnson, C.L. (1983). Fairweather friends and rainy day kin: an anthropological analysis of old age friendships in the U.S. urban society. Anthropology, 103-123.
- Keiser, S. (1992). Lebensverhältnisse und Betreuungssituation von Jugendlichen in den neuen Bundesländern. Tagungsdokumentation des Deutschen Jugendinstituts, Außenstelle Leipzig, 25-36 und in H. Bertram (Hrsg.) (1992), Opladen: Leske & Budrich.
- Klenner, Ch. (1990). Doppelt belastet oder einfach ausgebeutet? Zur Aneignung weiblicher Reproduktionsarbeit in DDR-Familien. Das Argument (5), 865-874.
- Knipscheer, K. (1987). Perspektiven für die Mehrgenerationenfamilie in einer sich wandelnden Gesellschaft. In Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.), Die ergraute Gesellschaft. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen, 424-438.
- Kossen-Knirim, Ch. (1992). Kontakte und Hilfen zwischen Alt und Jung - Konflikt und emotionale Nähe. Bonn: Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie.
- Lang, S. (1985). Lebensbedingungen und Lebensqualität von Kindern. Frank-

- furt/New York: Campus.
- Laskaridis, A. (1985). Formen der Interaktion zwischen jungen Erwachsenen und deren Großeltern. Unveröff. Diplomarbeit. Bonn.
- Lederer, G. u.a. (1991). Autoritarismus unter Jugendlichen in der ehemaligen DDR. *Deutschland-Archiv* (6), 587-596.
- Lüschen, G. (1988). Familial-verwandtschaftliche Netzwerke. In R. Nave-Herz (Hrsg.), *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke.
- Lüschen, G. (1989). Verwandtschaft, Freundschaft, Nachbarschaft. In R. Nave-Herz & M. Markefka. *Handbuch der Jugend- und Familienforschung*, Bd. I., Neuwied/Frankfurt-M.: Luchterhand.
- Mundt, I.W. (1980). *Vorschulkinder und ihre Umwelt*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Nauck, B. (1993). Sozialstrukturelle Differenzierung der Lebensbedingungen von Kindern in West- und Ostdeutschland (in Druck). In M. Markefka & B. Nauck, *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied: Luchterhand.
- Neugarten, B. & Weinstein, C. (1964) The changing american grandparent. *Journal of Marriage and the Family*, (26), 199-204.
- Nickel, H.-M. (1982). *Familie im Alter*. Medizin und Gesellschaft. Jena.
- Nickel, H.-M. (1990). Geschlechtersozialisation in der DDR. Oder: Zur Rekonstruktion des Patriarchats im realen Sozialismus. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 1. Beiheft, 17-32.
- Peuckert, R. (1991). *Familienformen im sozialen Wandel*. Opladen: Leske & Budrich.
- Pfeil, E. & Ganzert, J. (1973). Die Bedeutung der Verwandten für die großstädtische Familie. *Zeitschrift für Soziologie* (4), 366-383.
- Pitrou, A. (1978). *Vivre sans famille?* Toulouse.
- Rosenmayr, L. (1976). *Soziologie des Alters*. Stuttgart: Enke.
- Schlemmer, E. (1992). Junge Paare: Ablösungs- und Beziehungsmuster. In H. Bertram (Hrsg.). Opladen: Leske & Budrich.
- Segalen, M. (1990). *Die Familie, Geschichte, Soziologie, Anthropologie*. Frankfurt: Campus.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.). (1992). *Datenreport 1992, - Fachserie 1.3. Haushalts- und Familientypen*. Bonn.
- Sticker, E.J. (1987). Beziehungen zwischen Großeltern und Enkeln. *Zeitschrift für Gerontologie*, (20), 269-274.
- Sweetser, D.A. (1968). Effects of industrialization on intergenerational Family Relationship. In R.F. Winch & L.W. Goodman, *Selected Studies in Marriage and the Family*. New York: Holt, Rinehart & Winston.
- Troll, L.E (1983). Grandparents. In T.H. Brubaker (Hrsg.), *Family relationships in later life*. Beverly Hills/London: Sage Publications, 63-74.
- v. Trotha, T. (1990). Zum Wandel der Familie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, (3), 452-473.
- Wald, R., Neuser, B., Ulbrich, G. (1991). "Wir haben unsere eigene Meinung und lassen die uns auch erst mal nicht nehmen". Angestellte Arbeitnehmerinnen und ihre Interessen. Unveröffentl. Forschungsbericht für die Hans-Böckler-Stiftung, Wuppertal.
- Wald, R. (1992a). Ausbildungssuche 1991. Interesse und Bemühungen von Mädchen - am Beispiel Magdeburg. *Deutschland-Archiv* (5), 491-502.
- Wald, R. (1992). "Ich habe mich für den Beruf entschieden". Frauen in technikorientierten Berufen. Frankfurt: Campus.
- Walden, U. (1992, 17. Juli). So manches Kind im Osten trauert den Ferienla-

- gern nach. Kölner Stadtanzeiger.
- Wardetzky, K. (Hrsg.) (1990). *Ins Tiefe springen. Gespräche mit Kindern*. Berlin (Ost): Altberliner Verlag.
- Wendt, H. (1992). Kein Platz für Nostalgie - Kritische Anmerkungen zur Wirklichkeit des Frauenalltags in der ehemaligen DDR. *Frauenforschung* (4), 84-95.
- Wurzbacher, G. (1951). *Leitbilder deutschen Familienlebens*. Stuttgart. Enke:
- Young, M. & Willmott, P. (1968) *Family and class in a London suburb*. London: Routledge & Kegan Paul.
- Zettel, O. & Hoppe, H. (1990). Lebensmuster von Frauen in der DDR und in der Bundesrepublik. Frauen zwischen Beruf und Familie. *Gegenwartskunde* (3), 315-326.

Anschrift der Verfasserin:

Frau Prof. Dr. Renate Wald  
Bergische Universität Gesamthochschule Wuppertal  
Gaußstraße 20  
42119 Wuppertal